*

Elino, Galina und Elene sind georgische Flüchtlinge aus Abchasien und wohnen seit 22 Jahren in dem ausgedienten Sanatorium – zusammen mit 45 Familien. Fotos: Jens Malling

»Ich weiß nur, wie wir damals lebten«

Vergessene Flüchtlinge des Abchasien-Krieges finden seit Jahrzehnten Obdach in verfallenen Sanatorien Georgiens

Das georgische Zchaltubo war ein beliebtes sowjetisches Urlaubsziel. Doch die Sanatorien sind verfallen. Heute leben hier Flüchtlinge aus der Zeit des Abchasien-Krieges.

Von Oliver Will und Jens Malling

Schwerer Verfall umhüllt das alte Sanatorium. Es ist lebhaft spürbar, dass der anliegende Park vor langer Zeit mit einem vornehmen Ansinnen geschaffen wurde. Heute trifft der Blick überall auf zerbrochene Fliesen, eingestürzte Säulen und ausgetrocknete Brunnen. Es herrscht die Natur. Pflanzen sprießen an den überraschendsten Orten. Einige schlanke Palmen erheben sich hoch über die wilde Vegetation. Die Flecken freilaufender Kühe schimmern zwischen den Stämmen.

In einer längst vergangenen Zivilisation war der Kurort Zchaltubo eine exklusive Urlaubsadresse. Dies scheint Ewigkeiten her zu sein. Tatsächlich sind kaum mehr als zwei Jahrzehnte vergangen, seit Tausende verdienstvolle Beamte und emsige Arbeiter an diesem Ort ihre für den anstrengenden Aufbau des Sozialismus eingesetzten Kräfte wieder herstellten. Sie kamen aus allen Winkeln der Sowjetunion. Angelockt von dem angenehmen Klima Georgiens und den heißen Quellen der Region. In einer ganz anderen Ära war das Gebäude Verkörperung eines machtvollen Imperiums.

Kommt man dem Sanatorium näher, nimmt man die vornehme Architektur deutlich wahr. Stark von dem Schönheitsideal der Antike inspiriert, ist es im sozialistischen Klassizismus errichtet worden – einem Stil, der zwischen 1933 und 1955 in der Sowjetunion außerordentlich beliebt war. Unter anderem durch aufwendige Kapitelle und opulente Ornamente gekennzeichnet, war er Josef Stalins Favorit.

Brutal ausgeschlagene Fenster und lange Risse im Mauerwerk machen zugleich klar, dass der Zustand des Gebäudes nicht besser ist als der des Parks. Deshalb würde man zuerst einmal nicht davon ausgehen, dass hier jemand lebt. Doch bei näherer Betrachtung, sieht man dort an der Fassade eine Satellitenantenne, hier hängt Wäsche und hinter der schönen Balustrade eines Balkons hält jemand ein paar Hühner.

Es geht vorbei an der Statue eines stillen und sehr lebensecht wirkenden Cherub, der über den Eingang wacht, weiter durch das Vestibül, in dem die Aufzüge auf beiden Seiten vor langer Zeit zum letzten Male fuhren. Die Farbe blättert von Decke und Wänden. Der Parkettboden ist an mehreren Stellen aufgebrochen.

War es früher ein Privileg, sich in dem luxuriösen Sanatorium zu erholen, leben die gegenwärtigen Bewohner hier aus Not. Sie suchten Zuflucht vor einem der vielen Kriege, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion aufflammten, und fanden hier ihr Ziel. An der Rückseite des Gebäudes halten sich einige der männlichen Bewohner des Hauses auf. Unerwartete Gäste sind willkommene Abwechslung in einem monotonen Alltag. Die Bewohner empfangen Besucher gastfreundlich und neugierig. Herzlich laden sie ein auf ein Glas und toasten auf die neue Bekanntschaft.

Eine reich verzierte Wendeltreppe führt in den zweiten Stock. Hier verbringt eine Gruppe älterer Frauen den Nachmittag auf ihrer Lieblingsbank. Wie ihre Freundinnen und die männlichen Bewohner, wohnt die 68-jährige Lena Darzmelija in dem verlassenen Erholungsheim seit 1993. Auch sie ist damals vor dem Bürgerkrieg in Abchasien geflohen. »Am Anfang war es hier völlig überfüllt«, erinnert sie sich.

Infolge der Kämpfe wurden zu jener Zeit mehr als 200 000 Georgier aus der nunmehr faktisch unabhängigen Republik vertrieben. Etwa 18 000 wurden in den rund 20 Sanatorien von Zchaltubo untergebracht. Das führte auf einen Schlag zur Verdoppelung der Einwohnerzahl der Stadt. Seitdem hat sich die

> *»Der Kapitalismus kam schnell, und wir waren schlecht auf ihn vorbereitet.«*
>
> Lena Darzmelija, Flüchtling

Anzahl der Flüchtlinge wieder stark verringert. Etwa 6000 sind geblieben. »Viele sind im Laufe der Jahre nach Poti, Batumi und Tbilissi umgesiedelt. Hier im Gebäude wohnen noch 45 Familien«, weiß Lena Darzmelija.

Ab und zu laufen Kinder über die abgenutzten Dielen und spielen in den Korridoren weiter. Es ist Sonntag und sie haben schulfrei. Unter den Erwachsenen herrscht Arbeitslosigkeit, und sie schleppen sich untätig durch den Tag. Sei es ein Feiertag oder nicht. »Wir haben nichts. Unser Leben ist auf Null reduziert«, sagt Darzmelija. Sie erhält als Rentnerin 22 Lari pro Monat vom georgischen Staat. Das sind nicht einmal zehn Euro.

Am Anfang waren hier Hilfsorganisationen tätig, aber die Flüchtlinge in Zchaltubo sind wohl von der Außenwelt vergessen worden: »Wir bekommen von ihnen keine Hilfe mehr.« Alle Einwohner des Hauses stammen aus dem gleichen Ort in Abchasien, der Stadt Nowy Afon an der Schwarzmeerküste. »Ich bin dort geboren. Ich hatte mein Leben und meinen Mann dort«, erinnert sich Lena Darzmelija.

Der Bürgerkrieg zwischen Abchasien und Georgien war Abscheu erregend, bestialisch und führte zu schrecklichen Übergriffen auf die Zivilbevölkerung. Sie blickt zurück auf den Tag, als sie ihr Haus das letzte Mal sah. Es war am 10. August 1993. »Mein Mann, mein Bruder und viele andere meiner Familienangehörigen wurden getötet.« Sie ringt um Fassung, so gut es geht.

Fast die gesamte georgische Bevölkerung ist geflohen, als die Abchasier im September 1993 den Bürgerkrieg gewannen und ihre Unabhängigkeit erklärten. Georgien will sie jedoch nicht anerkennen. Die Beziehungen zwischen Georgien und Abchasien sind noch immer von größtem Misstrauen und Feindschaft geprägt. Deshalb ist zumindest in naher Zukunft nicht absehbar, dass die Frauen auf der Bank und die anderen Flüchtlinge aus Zchaltubo zurückkehren können. Für die Vertriebenen ist die verlorene Heimat mit einer schon mythischen Entbehrung und Nostalgie sowie einem verzweifelten Gefühl des Verlustes verbunden.

An vielen Stellen leben Abchasen nun in den Häusern, die früher Georgiern gehörten. Lena Darzmelija antwortet nur ausweichend auf die Frage, welche Gefühle das bei ihr auslöst: »Ich weiß nicht, wie das Leben in Abchasien heute ist. Ich weiß nur, wie wir damals gelebt haben.«

Anstatt die Abchasen zu hassen für all das, was geschehen ist, verweist sie beim Versuch einer Beschreibung ihrer Lage auf etwas, das tiefer geht. Das sind die Auflösung der Sowjetunion und der Übergang zu einem anderen Gesellschaftsmodell. Der Bürgerkrieg brach angesichts eines Machtvakuums aus, das nach der Auflösung der UdSSR im Dezember 1991 entstand. Zur Union hatten bis dahin sowohl Abchasien als auch Georgien gehört.

Lena Darzmelija gehört zu denen, die viel durch diese verhängnisvolle historische Wendung verloren haben: »Damals hatten alle Arbeit. Schulen und Krankenhäuser waren kostenlos. Nun muss man dafür zahlen. Alles ist sehr teuer geworden und wir haben kein Geld. Der Kapitalismus kam schnell, und wir waren schlecht auf ihn vorbereitet.«

So geht es Tausenden von ehemaligen Sowjetbürgern, die nichts anderes als ihren Flüchtlingsstatus und eine Reihe traumatischer Erlebnisse besitzen. Sie kämpfen um ein menschenwürdiges Leben in den Ruinen imperialer Architektur. Zchaltubo steht dafür als das ultimative Bild der Niederlage im Kalten Krieg. Der Ort ist von einer rauen Demütigung der Verlierer durchdrungen.

Es gibt Pläne, viele Kurhotels zu renovieren. Nicht zugunsten der Flüchtlinge, sondern um das touristisches Potenzial von Zchaltubo auszuschöpfen. Das kulturelle Erbe der Stadt ist auch laut einem Bericht des Europarates und der EU von internationaler Bedeutung. Er besagt, dass auf Grund der Architektur, der Stadtplanung und der einzigartigen Ansammlung von Denkmälern Zchaltubo ein vornehmes und zusammenhängendes Beispiel der Ästhetik der Stalin-Ära sei.

Die Verfasser des Berichtes stellen fest, dass dieses reiche sowjetische Erbe noch nicht ausreichend geschätzt, studiert oder anerkannt sei. Sie verweisen auf die dringende Notwendigkeit, die Monumente der Stadt vor dem voranschreitenden Verfall zu schützen. Unkontrollierte private Investitionen könnten zu irreparablen Schäden an der erhaltenswerten Architektur führen. Die größte Gesundheitseinrichtung der Stadt, die von Stalin besucht wurde, wenn er auf Visite in seinem Heimatland Georgien war, erhält bereits eine dringend benötigte Überholung.

Die alte Pracht bröckelt

Angesichts einer solchen Entwicklung können die derzeitigen Bewohner der Sanatorien leicht in eine missliche Lage geraten. Für sie besteht das Risiko, zum zweiten Mal vertrieben zu werden, wenn Investoren und Unternehmer auf ihrer Jagd nach Profit die alten Kurhotels aufkaufen. Aber die Stadtverwaltung ist daran interessiert, die etwa 160 000 Besucher pro Jahr, die zu Sowjetzeiten nach Zchaltubo kamen, wieder anzuziehen. Völlig katastrophal ist es für die Stadt, dass sich die Zahl der Kurgäste auf einige Hundert pro Saison verringert hat.

Welche Auswirkungen das zunehmende Interesse der Unternehmer für die Unterkunft der Flüchtlinge haben wird, bleibt abzuwarten. Warten aber ist etwas, womit die Flüchtlinge im Sanatorium bittere Erfahrung haben. Werden sie jemals nach Nowy Afon zurückkehren können? Oder werden sie noch vorher von Investoren und Stadtentwicklern vertrieben?

Draußen wird derweil unter dem Cherub die Wartezeit mit einer weiteren Runde Nardi, also Backgammon, totgeschlagen. Die Spieler haben ein großes Publikum aller Altersgruppen angezogen. Fast von selbst und mit einem klirrenden Ton bewegen sich die Steine auf dem Brett. Die Würfel klappern, während die Zuschauer Zigarettenrauch ausblasen und auf das Ergebnis warten.

Der Konflikt

Das südkaukasische Abchasien liegt mit seiner Hauptstadt Suchumi am Schwarzen Meer und hat eine knappe Viertelmillion Einwohner. Der Konflikt um Abchasien brach nach der Auflösung der Sowjetunion aus. Die bewaffnete Auseinandersetzung begann mit dem Einmarsch georgischer Streitkräfte im August 1992. Sie stießen nach anfänglichen Erfolgen auf zunehmend stärkeren Widerstand abchasischer Verbände und mussten sich im Herbst 1993 geschlagen zurückziehen. In dem blutigen Bürgerkrieg starben zwischen 15 000 und 20 000 Zivilisten. Über 200 000 Georgier flohen. Viele von ihnen wohnen noch immer in provisorischen Einrichtungen. *nd*